

Historische Bildungsforschung und Erinnerungskultur. Eine Stellungnahme der Sektion Historische Bildungsforschung *Eva Matthes & Carola Groppe*

Die Vergangenheit ist nicht tot. Geschichte hört nicht auf, sondern ist Teil der Gegenwart und Zukunft. Friedrich Nietzsche hat dies in „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ bildhaft zusammengefasst:

„[...] mag er [der Mensch] noch so weit, noch so schnell laufen, die Kette läuft mit. Es ist ein Wunder: der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt doch noch als Gespenst wieder und stört die Ruhe des späteren Augenblicks.“ (Nietzsche 1988: 244)

Gleichzeitig ist der Bezug auf die Vergangenheit identitätsschaffend. Erst die Vergangenheit ermöglicht individuell und kollektiv das Nachdenken über sich selbst; die Vergangenheit schafft selbstreflexives Bewusstsein. Um zu verstehen, wer man (individuell und kollektiv) ist und warum man so ist, wie man ist, muss man ins ‚Historische‘. Erst die historische Analyse kann erklären, warum sich Gesellschaften in ihrer kollektiven Identität und in ihren Werten und Handlungsorientierungen unterscheiden. Sie lehrt, sich selbst – als Individuum, als spezifisches Kollektiv, als wissenschaftliche Disziplin – im Rahmen von Staat und Gesellschaft besser zu verstehen und sich dadurch auch zu sich selbst in Distanz zu setzen. History matters.

Diese Leistung eines reflektierten historischen Bewusstseins, das in (Post-)Industriegesellschaften insbesondere durch wissenschaftliche historische Forschungen an den Universitäten gestützt wird, wird öffentlich und auch inner- oder intrawissenschaftlich häufig zu wenig wahrgenommen. Denn historische Forschung vermittelt kein unmittelbares Handlungs- und Entscheidungswissen für aktuelle Fragen und Probleme, sondern kann ihre Relevanz nur mittelbar, häufig hoch theoretisiert, darstellen. Es gibt jedoch Situationen, in denen historisches Wissen und das Bewusstsein von der Wichtigkeit des Geschichtlichen für die Gegenwart sehr bedeutsam werden, und diese Situationen nehmen dann nicht selten die Gestalt einer Krise an.

Das gilt nicht nur für die große Politik und ihre historischen Voraussetzungen und Bedingungsgefüge. Ebenso bedeutsam, wenngleich oftmals verborgener, sind die Geschichten von Personen und Personengruppen, von Institutionen und von Organisationen, die zugleich notwendig in die politische Geschichte verstrickt sind. In Deutschland ist es insbesondere die Epoche des Nationalsozialismus, die die Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart immer wieder bewusst macht.

Im letzten Jahr war dies bei der Benennung des Preises der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) nach dem Politologen und Staatsrechtler Theodor Eschenburg (geb. 1904) und bei der Benennung des Forschungspreises der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft nach dem Erziehungswissenschaftler Heinrich Roth (geb. 1906) der Fall. In beiden Fällen wurde die Benennung rückgängig gemacht, der Preis der DVPW wurde sogar ganz gestrichen. Wenn die Biographien der beiden Namensgeber historisch verortet werden, wird deutlich, dass sie – geboren im späten Kaiserreich – als Erwachsene im nationalsozialistischen Staat lebten. Als ältere Erwachsene waren sie zugleich Teil der Aufbauphase der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er und 1960er Jahren. Es liegt nahe, dass bei Personen aus diesen Alterskohorten ein genauerer Blick auf die Biographien, das wissenschaftliche Werk und die Forschungstätigkeit erforderlich ist. Ein solcher Blick verdankt sich jedoch einer bestimmten – historischen – fachwissenschaftlichen Perspektive resp. Sozialisation. Er ist notwendig, aber nicht selbstverständlich. Notwendig ist dieser Blick, weil er die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung erzeugt und Differenzen zu anderen Akteuren, Institutionen, Gesellschaften oder Staaten erklären kann.

Die DGfE hat sich von der Sachnotwendigkeit her betrachtet spät, im Vergleich mit anderen Disziplinen und ihren Fachgesellschaften relativ früh mit ihrer Disziplingeschichte in der NS-Zeit auseinandergesetzt. Einen öffentlichen Höhepunkt dieser Auseinandersetzung stellte die Podiumsdiskussion „Pädagogik und Nationalsozialismus“ auf dem 12. Kongress der DGfE im März 1990 an der Universität Bielefeld dar (vgl. Klafki 1990). Dem waren in verschiedenen Publikationsorganen ausgetragene, scharfe Auseinandersetzungen und Positionierungen – nicht zuletzt auch zwischen namhaften Vertretern der Sektion Historische Bildungsforschung – vorausgegangen. Auf jenem, von Wolfgang Klafki moderierten, Podium saßen die damaligen Hauptkontrahenten, wobei man grob von zwei Lagern sprechen kann: Wolfgang Keim, Adalbert Rang, Karl-Christoph Lingelbach und Heinz Sünker auf der einen, und Heinz-Elmar Tenorth, Ulrich Herrmann, Gisela Miller-Kipp und Harald Scholtz auf der anderen Seite. Neben zentralen inhaltlichen Kontroversen, fokussiert auf den Vorrang von Kontinuitäten oder Diskontinuitäten/Brüchen von der Weimarer Republik über die NS-Zeit bis in die Nachkriegszeit, zugespitzt diskutiert vor allem für Vertreter geisteswissenschaftlicher Pädagogik und deren Pädagogikkonzepte, ging es um die – uns in diesem Text beschäftigenden – Möglichkeiten, Reichweiten und Verantwortlichkeiten historischer Bildungsforschung. Es war Heinz-Elmar Tenorth, der diesen Aspekt vor allem in das Blickfeld rückte: Er unterschied deutlich zwischen den Anforderungen der Erinnerungskultur und den Aufgaben historischer Bildungsforschung und betonte die unaufhebbare Differenz: Der Erinnerungskultur gehe es um „Identitätskonstruktion“ und „Traditionsstiftung“, „nicht selten um den Preis, jenseits aller Differenzierung auch dort Eindeutig-

keit zu suchen, wo die Forschung Unterschiede bewußt macht. Disziplinäre Selbstvergewisserung ist, mit anderen Worten, notwendig politisch, und sie nutzt Geschichte in aktueller Absicht; Bildungsforschung dagegen sucht immer Distanz und würdigt die Vergangenheit in ihrer Eigenstruktur“ (Klafki 1990: 39). Tenorth betont, dass historische Bildungsforschung „Analyse und Kritik“ zu leisten habe und gegenüber gesellschaftlichen Erwartungen Distanz wahren müsse (Klafki 1990: 42). Eine dezidierte Gegenposition hierzu nahm Wolfgang Keim ein, der die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Verstrickungen von Pädagogen in die NS-Zeit – nochmals sei bemerkt: mit einer Fixierung auf die im weitesten Sinne „geisteswissenschaftlichen Pädagogen“ – in der Gegenwart „praktisch“ werden lassen wollte. Als sich moralisch verantwortlich und gefordert fühlender Wissenschaftler wollte er, dass diese Erkenntnisse nicht folgenlos blieben. Er plädierte in diesem Kontext auch für eventuelle Namensänderungen von Schulen, wenn diese nach NS-belasteten Erziehungswissenschaftlern benannt seien (vgl. Klafki 1990: 38).

Die Diskussionen um den zunächst nach Heinrich Roth benannten Forschungspreis der DGfE machen sehr deutlich, dass die auf den ersten Blick sehr attraktiv wirkende, da wissenschaftlichen Prinzipien zu entsprechen scheinende, klare Trennung zwischen Erinnerungskultur und Historischer (Bildungs-)Forschung doch eher ein heuristisches Konstrukt ist, als dass sich diese Differenz bruchlos umsetzen ließe. Deutlich wurde dies etwa daran, dass sofort nach Erscheinen des Artikels von Micha Brumlik: „Ein Forschungspreis ist nach einem NS-Pädagogen benannt. Das falsche Vorbild“ in der taz (07. Januar 2014) eine Reihe von Mails beim Vorstand der Sektion eingingen mit dem Tenor, die Sektion Historische Bildungsforschung müsse sich auf der Basis ihres in bildungshistorischen Forschungen erzielten Wissens über die NS-Verstrickungen Heinrich Roths sofort und nachdrücklich gegen diesen Preisnamen stellen; keiner sei hierfür verantwortlicher als sie. Wenige Stimmen hingegen plädierten für eine Distanznahme von erinnerungskulturellen Kontroversen und für eine Kontinuierung der kritischen Erforschung von Roths Wirken in der NS-Zeit im Kontext ‚historisierender‘ Forschung. Historische Bildungsforschung wurde also eingeholt von erinnerungskulturellen Erwartungshaltungen und Verantwortungszuschreibungen. Umgekehrt wollte der Vorstand der DGfE durch die Verleihung des mit dem Namen Heinrich Roth verbundenen Forschungspreises ein programmatisches Zeichen setzen und eine bestimmte Wegmarke der Entwicklung der deutschen Erziehungswissenschaft erinnerungskulturell stark machen: die von Heinrich Roth in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts integrativ, man könnte auch sagen: inkludierend betriebene empirische Öffnung der Erziehungswissenschaft. Damit sollte insbesondere die Modernität, Forschungsorientierung und pluralistische Offenheit der Erziehungswissenschaft im Jahre 2014 unterstrichen werden. Im Schreiben des DGfE-Vorstandes zur „Änderung in der Namensgebung des DGfE-Forschungspreises“ (genauer: zur Rücknahme der-

selben) heißt es zu den Beweggründen der Namenswahl konkret: Heinrich Roths Name „steht u. a. für den Versuch, empirische Verfahren nicht in Konkurrenz zu den herkömmlichen theoretischen und historischen Wissens- und Reflexionsformen des Faches zu setzen und so einer Breite von Fragestellungen und verschiedenen Ansätzen in der Disziplin Bedeutung beizumessen“ (Stellungnahme Januar 2014). Eine in dieser Hinsicht erinnerungskulturell sympathische und für die Disziplin durchaus notwendige Initiative wurde nun aber konkterkariert durch von historischen Bildungsforschern und Bildungsforscherinnen dem Vergessen entzogene Verstrickungen Heinrich Roths in die NS-Zeit, sie wurde sozusagen bildungshistorisch eingeholt, die Differenz zwischen beiden Perspektiven ließ sich nicht – ungestört – aufrechterhalten. Historische Bildungsforscher und Bildungsforscherinnen können es nicht hinnehmen, historische Personen von ihren analytisch-kritischen Forschungen auszunehmen, weil diese mit bestimmten Teilen ihrer Biographie erinnerungskulturell wertvoll sein könnten, sofern andere Passagen ihres Lebens unerforscht blieben. Anders formuliert: Die Bedeutung, die einer Person erinnerungskulturell zugewiesen wird und die er oder sie partiell auch durchaus zu erfüllen vermag, darf nicht zur Leitnorm historischer Bildungsforschung werden, so dass Fragen nicht gestellt und Antworten nicht gesucht werden, Forschungsergebnisse gar in eine Diskursposition des Nicht-Sagbaren geraten oder Überbringer der schlechten Nachricht verpönt werden.¹

Jedenfalls dürfen historische Bildungsforscher/innen nicht vom Ende her denken; anders formuliert: Mögliche Sympathien oder Antipathien für einzelne Vertreter und Vertreterinnen der Disziplin, gleichgültig ob sie der eigenen Position nah oder fern stehen, dürfen keine Rolle in biographischen Forschungen spielen. Allerdings müssen historische Bildungsforscher/innen ihre Ergebnisse unter Berücksichtigung der je gegebenen politischen, sozialen, strukturellen und kulturellen Bedingungen in den jeweiligen zeithistorischen Kontext stellen, wenn ihre Analysen und Bewertungen nachvollziehbar und methodisch sauber, moralisch gesprochen: fair sein wollen. Das führt dazu, dass Ergebnisse dann eben häufig nicht eindeutig sind, sich vielmehr, nicht immer leicht auszuhaltende, Ambivalenzen zeigen.

Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft hat also gut daran getan, sehr schnell den Namen Heinrich Roth für seinen neu ins

¹ Ohne hier in eine (erneute) Diskussion über Stärken und Schwächen des Buches von Christine Hohmann: „Dienstbares Begleiten und später Widerstand. Der nationale Sozialist Adolf Reichwein im Nationalsozialismus“ (2007) eintreten zu wollen, zeigten sich durch diese Arbeit immense (Ver-)Störungen in der kanonisierten Erinnerungskultur. Auf der Basis des soeben Ausgeführten wäre es sicher interessant, sich nochmals die Reaktionen in Wissenschaft und (Fach-)Öffentlichkeit genauer anzuschauen und entsprechend zu analysieren.

Leben gerufenen Forschungspreis zurückzuziehen; und er hat ebenfalls gut daran getan, nur den Namen und – anders als die Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) – nicht auch den Preis zurückzuziehen. Der Vorstand der DGfE und die Erziehungswissenschaft insgesamt brauchen keinen Gewährsmann und keine historische Rückversicherung, um „einer Breite von Fragestellungen und verschiedenen Ansätzen in der Disziplin Bedeutung beizumessen“ (Stellungnahme des Vorstands der DGfE 2014: 9), sie können sich auch ohne (falsches) Vorbild offensiv dazu bekennen. Es war ein Glücksfall, dass der erste Preisträger Eckhard Klieme in seiner eleganten Rede diese Position unterstrichen hat (vgl. Klieme 2014: 43f.)!

Eva Matthes, Prof. Dr., ist Vorsitzende der Sektion Historische Bildungsforschung.

Carola Groppe, Prof. Dr., ist stellvertretende Vorsitzende der Sektion Historische Bildungsforschung.

Literatur

- Brumlik, Micha (2014): Das falsche Vorbild. In: taz, 07. Januar 2014.
- DGfE (2014): Stellungnahmen/Positionen (Januar 2014). www.dgfe.de [Zugriff: 15. Oktober 2014].
- Hohmann Christine (2007): Dienstbares Begleiten und später Widerstand. Der nationale Sozialist Adolf Reichwein im Nationalsozialismus. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Klafki, Wolfgang (1990): Bericht über das Podium: Pädagogik und Nationalsozialismus. In: Benner, D./Lenhart, V./Otto, H.-U. (Hrsg.) Bilanz für die Zukunft: Aufgaben, Konzepte und Forschung in der Erziehungswissenschaft. Beiträge zum 12. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 19. bis 21. März 1990 an der Universität Bielefeld (= 25. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik). Weinheim, Basel: Beltz, S. 35-55.
- Klieme, Eckhard (2014): Dankesrede zur Verleihung des Forschungspreises der DGfE. In: Erziehungswissenschaft 25, 48, S. 43-44.
- Nietzsche, Friedrich (1988): Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. In: Nietzsche, F.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hrsg. Von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Band 1. München, Berlin, New York: dtv/de Gruyter, S. 244-334.